

SERENA BURDICK

DIE

Mädchen  
*ohne*  
Namen

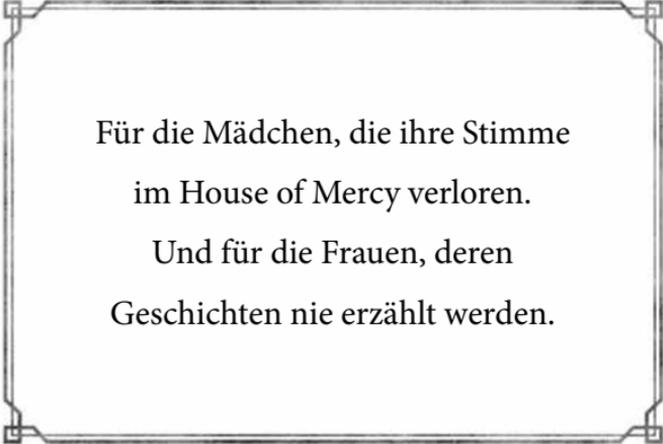
Aus dem Amerikanischen von Helga Köller

**FESTA**

Die amerikanische Originalausgabe *The Girls with No Names*  
erschien 2020 im Verlag Park Row.  
Copyright © 2020 by Serena Burdick

1. Auflage März 2024  
Copyright © dieser Ausgabe 2024  
by Festa Verlag GmbH, Leipzig  
Titelbild: Kiryl Lysenka  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-110-3  
eBook 978-3-98676-111-0



Für die Mädchen, die ihre Stimme  
im House of Mercy verloren.  
Und für die Frauen, deren  
Geschichten nie erzählt werden.

# Prolog

Ich lag die Wange gegen den Boden gepresst da, der Beton kühlte meine erschöpfte Wut. Ich hatte geschrien, gebissen und gekratzt. Dafür musste ich nun büßen. Doch das kümmerte mich nicht, denn ich würde es wieder tun.

Ich wälzte mich auf den Rücken und hielt mir die Hand vor die Augen, konnte aber nichts erkennen. Sie hatten mich in völliger Dunkelheit zurückgelassen. Meine Hand pochte an der Stelle, wo sich ein Splitter hineingebohrt hatte – meine glorreiche Wunde der Rebellion. Als mir ein kalter Luftzug über das Gesicht strich, schoss ich in der Gewissheit, dass es sich um den Geist eines der vergessenen Mädchen handelte, in die Höhe. Die Angst prickelte mir in den Fußsohlen und verwandelte sich in Nadelstiche, die sich die Waden hinaufschlängelten. Wie lange sie mich wohl hier einsperren würden? Würden sie mich verhungern lassen und erst wieder an mich denken, wenn ich mich zersetzt hatte und stank? Ich stellte mir vor, wie Schwester Gertrude meinen verwesten Körper in ein Grab zu den anderen namenlosen Mädchen warf. Meine Familie würde nie erfahren, was geschehen war.

Als ich über den Boden kroch, war meine randvolle Blase im Begriff zu platzen. Meine Schwester und ich hatten unser ganzes Leben damit verbracht, uns Geschichten auszudenken und unsere Zukunft zu

erträumen. Doch das Leben war keine Geschichte, sondern gespickt mit harten, unumstößlichen Fakten wie der Tatsache, dass ich pinkeln musste, und mit dieser kalten, harten Zelle und meiner Unfähigkeit, einen Ausweg daraus zu finden. Mit zusammengekniffenen Beinen versuchte ich meine Blase zu bezwingen, doch es nützte nichts. Ich ging in die Hocke, um den Rock hoch- und den Schlüpfel hinunterzuziehen, und seufzte vor Erleichterung, als mir Urin ans Bein spritzte. Der beißende Geruch des Harns vermischte sich mit dem der Zwiebeln und des Knoblauchs, die in den Fässern hinter der Tür aufbewahrt wurden. Sie hatten mich unter die Erde gesteckt und mit dem Gemüse begraben. Ich würde mit blauen Flecken und Kratzern bis zur Unkenntlichkeit verändert gefunden werden.

Ich versuchte, von 500 an rückwärtszuzählen, dann von 1000. Anschließend rezitierte ich aus der Bibel, wurde aber nur wütend auf Gott und ging zu Shakespeare über. Ich dachte an die Zigeunerkinde, die *Romeo und Julia* aufgeführt hatten, an Tray und Marcella und wie man mir die Zukunft prophezeite. Dann grübelte ich über all meine Fehler und wollte sie Vater in die Schuhe schieben, weil er unsere Familie verraten und zu Hause eine Revolte ausgelöst hatte. Doch hier unten, gefangen in den Eingeweiden des House of Mercy, würde ich ihm alles verzeihen, wenn er mich nur holen käme.

Nach einer Weile verschwamm die Zeit und wurde grenzenlos, wie damals, als ich um meine Schwester getrauert hatte. Meine Sinne vernebelten sich, da man in diesem fensterlosen Raum den Tag nicht von der Nacht unterscheiden konnte; oder eine Minute von einer Stunde. Als sich die Tür öffnete und ein trüber

Lichtstreifen mit dem Essenstablett hereinkam, versuchte ich zu ergründen, ob es Morgen oder Abend war, schaffte es aber nicht. Die Tür schloss sich, mir schlug wieder die Dunkelheit entgegen. Ich trank das Wasser und biss in das alte, von Melasse verkrustete Brot. Die Tageszeit spielte ohnehin keine Rolle, denn ob außerhalb oder innerhalb dieses Raums, niemand würde kommen, um mich zu holen.

Als ich müde wurde, legte ich mich mit den Händen unter den Wangen auf den harten Boden und schloss die Augen. Es war eine Erleichterung, in eine andere Finsternis fliehen zu können, da ich mich so weniger fürchtete und hinter den geschlossenen Lidern überall hingehen konnte. Ich konnte zurückkehren, um eine andere Entscheidung zu treffen als an jenem Abend, an dem der schlichte, wunderschöne Klang einer Geige in einer anderen undurchdringlichen Schwärze unsere Aufmerksamkeit erregt hatte. Wenn sie doch nicht gespielt oder meine Schwester und ich nicht gelauscht hätten.

*Buch eins*



## Effie

Luella und ich schufen uns gemeinsam einen Platz in der Welt. Streng genommen schuf ihn meine Schwester und ich folgte ihr, weil ich mich in ihrer Nähe in Sicherheit befand. Sie war älter, draufgängerisch und obendrein unberechenbar, was sie zu einer unkalkulierbaren Gefahr machte.

»Luella?«, rief ich in der Angst, dass sie mich verlieren würde.

»Ich bin hier«, hörte ich, nur dass ich sie nicht sehen konnte.

Der Wald von Upper Manhattan, der uns bei Tageslicht so vertraut war, war von der mondlosen Nacht verschluckt worden. Nun stolperten wir mit ausgestreckten Händen blind durch die Gegend, rannten gegen einen Baum, um mit der nächsten Umdrehung gegen einen anderen zu prallen, weil alles fremd und undeutlich wirkte.

Aus den Tiefen meiner Erblindung packte Luella mich am Arm und brachte mich ruckartig zum Stehen. Ich japste nach Luft und spürte meinen Herzschlag im ganzen Körper. Kein einziger Stern war am Himmel zu sehen. Luellas Hand an meinem Arm war der einzige Beweis, dass sie neben mir stand.

»Geht's dir gut? Bekommst du Luft?«, fragte sie.

»Alles okay. Aber ich kann den Fluss hören.«

»Ich weiß«, stöhnte Luella.

Das bedeutete, dass wir in die falsche Richtung gegangen waren. Wir hätten gleich über die Anhöhe zur Bolton Road laufen müssen. Jetzt waren wir in der Nähe des Spuyten Duyvil Creek und weiter von unserem Haus entfernt als ursprünglich.

»Wir sollten die Straße finden und ihr nach Hause folgen«, sagte ich. Dort würde es wenigstens etwas Licht von den umliegenden Häusern geben.

»Dann sind wir aber doppelt so lange unterwegs. In der Zwischenzeit rufen Mama und Daddy die Polizei, damit die einen Suchtrupp losschickt.«

Unsere Eltern waren immerzu in Sorge – Daddy fürchtete um unser körperliches Wohlergehen, Mama um unsere Seelen. Ich wollte trotzdem zur Straße, denn sie würden uns ohnehin bald suchen. »Immer noch besser, als gar nicht nach Hause zu kommen«, jammerte ich.

Luella lief weiter und zerrte mich hinter sich her, bis sie abrupt stehen blieb. »Ich spüre etwas.« Sie machte noch einen Schritt. »Ein Holzstapel. Hier muss irgendwo ein Haus sein.«

»Dann könnten wir aber Licht sehen«, flüsterte ich, während ich auf matschigem Untergrund stand und den penetranten Geruch von Mist einatmete.

»Es ist einen Versuch wert.« Luella ließ mich los. »Ich gehe vor. Du hältst dich an den Holzstapel.«

Ich fuhr mit behandschuhten Fingern über die rauen, halbrunden Klötze, bis ich das Ende erreichte und ins Leere griff, während mich die Dunkelheit

wie ein Tuch umhüllte, das ich von mir reißen wollte. In der Nähe vernahm ich das Rauschen des Flusses. Was, wenn wir direkt hineinstolperten? Nach wenigen Schritten streifte ich mit der Schulter einen Baum. Ich streckte den Arm aus, der Stamm war riesig. Als ich über die Vertiefungen und Rillen der Rinde strich, wusste ich plötzlich, wo wir uns befanden.

»Lu!«, stieß ich hervor. »Wir sind beim Tulpenbaum.«

Sie blieb stehen. Wir glaubten fest an Geistergeschichten und jeder kannte die Legende des Austernhändlers, der sich im wackligen Haus neben dem Tulpenbaum erhängt hatte. So nahe hatten wir uns noch nie an das Haus herangewagt, selbst bei Tageslicht brachten wir nicht genug Mut auf, um mehr als einen Blick von der Hügelkuppe darauf zu werfen.

Luella sog scharf die Luft durch die Zähne ein und sagte mit kräftiger Stimme: »Auch wenn es dort spukt, wohnt da jemand. Wenigstens ist es zu dunkel, um den Geist des Austernhändlers im Fenster baumeln sehen zu können.«

Das klang nicht gerade beruhigend. Meine Kehle schnürte sich zusammen, mir stockte der Atem. Luella war schon immer mutiger gewesen als ich. Ich bekam schon in alltäglichen Situationen aus Schüchternheit Panik. Mittlerweile hatte ich mich in eine Salzsäule verwandelt und wie immer, wenn ich mich ängstigte, ging meine Fantasie mit mir durch.

*Als der Tag anbricht, gibt es von den Mädchen keine Spur. Die Sonne geht auf und wärmt den Hügel an der Stelle, wo sie zuletzt standen. In der Ferne erstreckt sich*

*der Fluss unter dem Boot eines Fischers. Er holt das Netz ein, während das Licht die silbernen Fische anstrahlt, die sich protestierend winden. Als er sie aufs Deck wirft, sieht er etwas im Wasser treiben – einen gewölbten Rücken, von einem Rock an der Oberfläche gehalten, der sich wie ein dicker Fisch aufbläht. Das Mädchen liegt mit dem Gesicht im Wasser, das dunkle Haar treibt um seinen Kopf wie Seegrass um einen Felsen.*

Ich schüttelte das Bild ab. Weder der Boden unter meinen Füßen noch der Baum unter meinen Händen waren Einbildung, genauso wenig wie der Gestank von vergammelndem Fisch und Mist. Die knackenden Zweige unter Luellas Füßen waren real, ebenso das hektische Klopfen auf Holz, die Stille und das Geräusch, als ein schwerer Bolzen zurückgeschoben wurde und ein Riegel klapperte. Licht flammte auf, dann erschien das garstige Gesicht eines bärtigen Mannes mit rot geränderten Augen und krummen Zähnen in einem Mund, der vor Überraschung aufgerissen war. Ich schrie. Der Mann zuckte zurück und wollte gerade die Tür zuwerfen, als er Luella erblickte.

»Was zum Teufel?«, erklang seine dröhnende Stimme, während die Laterne in seiner Hand schaukelte und die Bäume beleuchtete.

Ich setzte gerade zu einem weiteren Schrei an, als ich Luella mit zuckersüßer Stimme sagen hörte: »Entschuldigen Sie bitte die Störung, Sir. Wir haben uns wohl im Dunkeln verlaufen und wären sehr dankbar, wenn wir Ihre Laterne borgen dürften, damit wir nach Hause finden. Ich lasse sie gleich morgen früh zurückbringen.«

Der Kerl hielt die Lampe in die Höhe und trat einen Schritt vor, dann glotzte er Luella ins Gesicht, bevor er die Augen über ihr Kleid schweifen ließ. »Wir?«, fragte er. Sein Blick widerte mich an. Ich hatte schon früher mitbekommen, wie Luella von Männern auf diese Weise gemustert worden war, doch da waren wir nicht ohne Begleitung im Dunkeln unterwegs gewesen.

»Meine Schwester steht direkt hinter mir.« Luella trat einen Schritt in meine Richtung, war aber immer noch außerhalb meiner Reichweite.

»Der Schreihals?« Der Mann stieß ein bellendes Lachen aus.

»Wenn Sie die Laterne nicht entbehren können, nehmen wir eben die Straße.« Luellas Stimme zitterte, als sie sich zurückzog.

»Jetzt warte schon.« Er packte sie am Arm.

Ein Geist wäre besser gewesen als dieser stämmige Kerl aus Fleisch und Blut. Ich wollte um Hilfe rufen, doch hier war niemand, der uns hören konnte. Vielleicht konnte ich aus der Dunkelheit hervorspringen, ihm die Lampe aus der Hand reißen, mir Luella schnappen und lospreschen.

Doch ich tat nichts davon, sondern stand gelähmt vor Angst da, während meine Schwester auf ihn zutrat und ihr Kleid sein Bein streifte.

»Oh, du liebes kleines Ding.« Sie berührte seine Hand und jagte ihm einen solchen Schrecken ein, dass er den Griff lockerte. »Wie freundlich, dass Sie sich um uns sorgen. Ihre Liebenswürdigkeit wird man bestimmt anerkennen.« Blitzschnell drückte sie ihm einen Kuss auf die pockennarbige Wange, während sie sich von ihm befreite und ihm die Laterne entriss. Sie

wirbelte herum, vollführte zwei Ausfallschritte, nahm meine Hand und preschte so schnell sie konnte den Hügel hinauf.

Von dem Kuss dermaßen aus dem Konzept gebracht, stand der Mann so verdattert auf der finsternen Türschwelle, dass ich glaubte, er würde uns noch Jahre später für die Geister halten, die gekommen waren, um ihn heimzusuchen.

Wir rannten bis zu unserem Haus, wo die Angst vor der Dunkelheit und dem Geist des Austernfischers von der Angst ersetzt wurde, unseren Eltern gegenüberzustehen.

Völlig außer Atem ging ich in die Hocke und steckte den Kopf zwischen die Knie.

»Du bekommst hoffentlich keinen deiner blauen Anfälle, oder?«, fragte Luella ohne Mitgefühl. Sollte ich einen Anfall bekommen, würden unsere Eltern sie zur Rechenschaft ziehen, weil sie die Ältere war und deshalb die Verantwortung für mich trug. Ich durfte nicht rennen, nie in Atemnot geraten, es gab nur diese simple Regel zu befolgen.

Da ich nicht reden konnte, schüttelte ich stumm den Kopf, während ich langsam und gleichmäßig Luft holte, um wieder zu Atem zu kommen.

»Gut.« Sie blies die Laterne aus und grinste mich an, als sie sie hinter dem Abelenstrauch versteckte. Sie war stolz, die Lampe ergattert zu haben, und es kümmerte sie nicht im Geringsten, dass uns Ärger wegen der missachteten Ausgangssperre drohte. Daddy würde wütend werden und Mama würde schimpfen. Luella würde reumütig wirken, bevor sie sich mit einem Kuss bei Mama und einer Umarmung bei Daddy entschuldigte, und

anschließend wäre es, als hätte sie nichts falsch gemacht, denn obwohl meine Schwester rebellisch war, wurde sie vergöttert.

Allerdings mussten wir uns heute Abend darüber keine Gedanken machen. Als wir den Eingangsbereich betraten, wischte Neala gerade den Staub vom Glas der Standuhr, die mit einem lauten Ticken unsere Verspätung verkündete. »Ich will's gar nicht wissen«, sagte sie mit ihrem irischen Akzent. Unsere Haushälterin Neala war jung und ein »Freigeist«, wie Mama es nannte. Vielleicht verpetzte sie uns deswegen nie. »Eure Eltern sind ausgegangen. Velma war so freundlich, das Essen in der Küche stehen zu lassen. Es hat keinen Sinn, für euch im Esszimmer zu decken.« Als ich an ihr vorbeilief, schlug sie mit dem Staubtuch nach mir und schüttelte den roten Haarschopf in gespielterem Missfallen.

Die einzige Person, vor der wir uns jetzt noch in Acht nehmen mussten, war Mamas französische Dienerin Margot, die sie aus Paris mitgebracht hatte. Sie war eine stämmige hübsche Frau mit dunklem Haar, das einfach nicht ergrauen wollte, und stahlblauen Augen. Einzig ihrer Herrin treu ergeben, berichtete sie von jedem unserer Fehlritte. Heute war Margots Zimmer neben der Küche leer, also aßen wir zügig und verschwanden in unserem Zimmer, bevor sie zurückkehrte.

Da ich zu müde war, um mir das Haar zu bürsten, kroch ich ungekämmt mit meinem Notizbuch ins Bett, wo ich unser Abenteuer zu einer Geschichte ausschmücken würde, die unserer Verspätung würdig war. Als ich klein war, hatte Daddy mich ermutigt,

Geschichten zu schreiben, weil ich immer erstarrte, wenn man mir eine Frage stellte. Auf der Suche nach der passenden Antwort hatte ich die Leute angeglotzt, ohne je die richtigen Worte zu finden. Als ich sechs war, hatte Daddy mir ein Notizbuch mit einem glänzenden, schwarzen Stift geschenkt und gesagt: »Deine Augen stecken voller Rätsel. Ich liebe gute Rätsel. Warum schreibst du nicht eins für mich?« Danach waren die Worte nur so aus mir herausgesprudelt, zumindest in meiner Fantasie.

Als sich meine Hand verkrampfte, schob ich das Buch unters Kissen, löschte das Licht und wartete auf Luella, die sich das Haar vor dem Schlafengehen gewissenhaft mit hundert Bürstenstrichen kämmte. Sie hatte in der *Vogue* gelesen, dass dünnes Haar davon fülliger würde.

Obwohl jeder ein eigenes Zimmer hatte, schliefen wir noch gemeinsam in einem. Als wir klein gewesen waren, hatten unsere Betten im Kinderzimmer so weit auseinandergestanden, dass eine von uns durch den Raum krabbeln musste, um in das Bett der anderen zu gelangen. Als Luella 13 wurde, bekam sie ein eigenes Zimmer und ich behielt das Kinderzimmer. Mein Einzelbett wurde durch ein doppeltes Himmelbett aus Eichenholz ersetzt und der Kinderkleiderschrank gegen einen schönen großen Schrank ausgetauscht, der genügend Platz für all die Frauenkleider bot, in die ich hineinwachsen würde. Damals war ich erst zehn und hatte mir große Hoffnungen auf meine zukünftige Figur gemacht.

Mit 13 fiel es mir immer schwerer, so zu tun, als würde ich je in ein Kleid hineinwachsen, das für diesen

Schrank bestimmt war. Ich war schon immer klein für mein Alter gewesen, doch als alle anderen in die Höhe schossen, fülliger und allmählich zur Frau wurden, blieb ich klein und dürr und hatte keine nennenswerte Figur. Luella hatte mich längst abgehängt. Ihr Busen thronte auf einer Brust, die einmal so dürr gewesen war wie meine, und ihre schmale Taille ging schwungvoll in eine beneidenswerte Hüfte über. Sogar ihr Gesicht war runder und hatte Grübchen, die in vollen Wangen versanken. Doch um ihre Fingernägel beneidete ich sie am meisten, denn sie waren glatt und flach und die Nagelhaut wirkte wie ein umgedrehtes Lächeln oder ein winziger aufgehender Halbmond. Wohingegen meine Nagelhaut unter den trüben Klumpen nicht zu erkennen war, die wie Kieselsteine aus dem Nagelbett wuchsen und so bauchig und rund waren, als hätte ich die Fingerspitzen in geschmolzenes Wachs getaucht.

Luella hüpfte ins Bett, rutschte herüber und flüsterte: »War das nicht herrlich? Ich hab immer noch die Geigen und diese Stimme im Ohr. So etwas hab ich noch nie gehört. Es war absolut sündhaft, stimmt's?«

Damit hatte sie recht.

Unsere Zehen hatten nur wenige Zentimeter über dem eisigen Quellwasser am Fuß der Indianerhöhlen gebaumelt, als wir von der Musik unterbrochen worden waren. Als die Geigen die Luft erfüllten, hatten wir gerade die Strümpfe für unser Vorfrühlingsritual ausgezogen, das im Betäuben unserer Füße bestand. Verzaubert von der wohlklingenden durch die Bäume dringenden Stimme hatten wir unsere Mission, die Knospen der Blumen zu öffnen, vergessen, uns Schuhe und Socken geschnappt und waren den grabbewachsenen

Hang hinaufgeklettert, um an der Baumgrenze innezuhalten. Die normalerweise leere Weide war umringt von Zelten und Wohnwagen in leuchtenden Farben. Angebundene Pferde fraßen Gras, Hunde beobachteten mit auf die Pfoten gelegtem Kopf eine Gruppe, die sich im Kreis um eine Frau versammelt hatte, die mit den Händen über dem Kopf tanzte, während ihr geblümter Rock in Wellen mitschwang und um sie herum Gesang und Geigen ertönten.

Luella hatte mir die Arme um die Taille gelegt, sodass ich das Zittern ihres Körpers spüren konnte. »Schau sie dir an. Sie ist einfach großartig. Bei ihrem Anblick will ich mich auf eine Weise bewegen, wie ich es noch nie gewagt habe«, flüsterte sie, wobei sie das Verlangen förmlich ausstrahlte.

Luella erhielt seit ihrem fünften Lebensjahr Ballettunterricht von einem russischen Choreografen. *Die Franzosen sind gute Tänzer*, sagte unsere äußerst französische Mutter mit ihrem trällernden Akzent, *doch die Russen sind fantastische Tänzer. Die Amerikaner*, spottete sie, *wissen nicht, was Ballett bedeutet.*

Die Zigeunerin war etwas vollkommen anderes. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Ihre perfekten, fließenden Bewegungen waren einfach faszinierend. Wir hatten so lange dort gestanden, dass wir nicht bemerkten, wie es allmählich kühler wurde, als die Sonne hinter den Bäumen verschwand, uns in Dunkelheit hüllte und unseren Orientierungssinn außer Kraft setzte.

Nun lagen wir sicher im Bett, während unsere Eltern völlig ahnungslos waren und wir darin übereinstimmten, dass es die Sache wert gewesen war.

»Was, wenn wir nicht nach Hause gefunden hätten?«  
Luella schlang ein Bein um meines.

»Was, wenn uns der Austernfischer geschnappt hätte?«

»Und mich mit seiner nasskalten Geisterklaue gepackt hätte.«

»Und dir den Hals aufgeschlitzt hätte.«

»Effie!«

»Was denn?« In meiner Fantasie war ich genauso mutig wie jeder andere.

»So grausam musst du auch wieder nicht sein. Er könnte mich auch einfach mit einem Kissen ersticken.«

»Okay, dann erstickt er dich und du wirst seine Geistergemahlin. Und ich wandere durch das leere Haus, kann dich zwar hören, aber nicht erreichen.«

»Mama und Daddy würden einen Suchtrupp loschicken.«

»Und ich ertränke mich vor lauter Kummer im Hudson River, komme in den Himmel und sehe dich nie wieder, weil du mit dem Austernfischer auf der Erde gefangen bist.«

»Du würdest zur Hölle fahren, weil du Selbstmord begangen hast.« Luella war die am wenigsten fromme Person, die ich kannte, und trotzdem verbesserte sie mich.

»Dann wäre der Austernmann aber auch in der Hölle. Das bedeutet, dass wir zusammen wären und für immer durch die Hölle wandern würden. Ein Happy End also.«

»Das hast du leider völlig missverstanden.« Luella wickelte sich eine meiner Haarsträhnen um den Finger und zog leicht daran. »Ich würde nicht zulassen, dass du

dich meinetwegen umbringst. Nicht mal als Gespenst. Deshalb ist die Geschichte Blödsinn, du musst dir eine neue ausdenken.«

Was, um genau zu sein, stimmte. Selbst in meiner Fantasie versuchte ich mich an die Wahrheit zu halten. Luella würde nie zulassen, dass mir etwas zustieß.

Wenn etwas geschehen sollte, war Daddy derjenige, den man zur Rechenschaft ziehen konnte.

## Effie

Ich hielt meinen Vater für unfehlbar. Wenn andere von ihm sprachen, klangen sie bewundernd, vielleicht sogar ein wenig ehrfürchtig. *Teuflich gut aussehend*, sagten sie, während sie unter seinen unglaublich blauen Augen und seinem breiten Lächeln zitterten. Er hatte einen Blick, dem man verfallen und gleichzeitig ausweichen wollte. Er war kein besonders gesprächiger Mann. Nicht unbedingt schüchtern wie ich, sondern behäbig und einsilbig. Doch wenn er etwas sagte, ließ er durchblicken, dass er wesentlich mehr über einen wusste, als er sich anmerken ließ.

Meine Mutter war ein direkter und unscheinbarer Typ, ein Umstand, der sie zu einem seltsamen Paar machte. Einmal hörte ich, wie eine Frau – selbst ziemlich reizlos, mit den knöchigen Armen und dem spitzen Kinn – zu einer anderen Frau sagte, während sie in unserem Wohnzimmer Wein tranken: »Ich habe keine Ahnung, wie Jeanne Emory verzaubert hat, als sie umeinander warben, aber ich wäre das Risiko nicht eingegangen. Schöne Männer gehen immer fremd.«

Damals war ich erst sieben und schloss aus der Bemerkung, dass Mutter Tricks hatte anwenden müssen, damit Vater sie heiratete, und sie es irgendwann bereuen würde.

In der Öffentlichkeit sang Mama Loblieder auf Daddy und stürzte sich mit der Anmut eines langhalsigen Reihers an seine Seite. Als sie uns jedoch erzählte, wie sie Daddy kennengelernt hatte, tat sie es in einem warnenden Ton, während Luella und ich verzückt auf ihrem Bett saßen und zusahen, wie sie sich das Gesicht eincremte.

»Ich war 21«, sagte sie und dieser erste Teil klang schon überspitzt. »Und lebte mit Mutter in einem großen alten Haus in Paris. Ich dachte, ich würde bis an mein Lebensende dort festsitzen. Obwohl ich zu den Stammtänzern der Oper gehörte, hatte noch kein Mann um meine Hand angehalten.« Sie verteilte einen Klecks Creme auf dem Nasenrücken. »Meine langen Gliedmaßen haben eine schöne Ballerina aus mir gemacht, aber keinen schönen Fang. Ganz zu schweigen von meiner Größe. Die Männer mögen es nicht, wenn man ihnen in die Augen sehen kann. Am schlimmsten waren aber natürlich meine Hände.« Wie aufs Stichwort warfen wir einen Blick darauf. Mamas abendliches Cremeritual war die einzige Zeit, in der wir sie ohne Handschuhe sahen. Nur zu gut kannten wir die Geschichte, als ihr Rock während einer Probe von *La Bayadère* an der Beleuchtung Feuer gefangen hatte, als sie 16 gewesen war. Wenn sie nicht mit bloßen Händen auf die Flammen eingeschlagen hätte, wäre sie ums Leben gekommen. Diese Hände waren nun von Narben entstellt. »Eine furchtbare Blamage«, wie sie sie nannte.

Ich liebte diese Narben, weil sie ein Symbol ihres Heldentums und ein Beweis für Mamas Stärke und Überleben waren. Wenn ich als kleines Kind unter Atemnot litt, hatte ich mich nur beruhigen können,

indem ich die faltige, verdrehte Haut ihrer Hände streichelte. Ich war auf die Knie gesunken, um den Kopf auf den Boden zu legen, ihr die Handschuhe auszuziehen und die Wunden wie eine Landkarte nachzuzeichnen, während ich mir jede einzelne Kurve einer jeden Narbe einprägte, bis mein Herz langsamer schlug und ich wieder atmen konnte. Bevor sie mir auf die Füße half, hatte Mama vollkommen ruhig gesagt: »Na, siehst du. Das wäre überstanden.«

Als ein Klecks Creme auf den Teppich klatschte, lachte sie und sagte: »Ich habe keine Ahnung, warum euer Vater ausgerechnet mich geheiratet hat!« Dann zeigte sie mit einem langen Finger auf Luella. »Du, meine Liebe, wirst dich nicht mit solchen Problemen herumschlagen müssen.«

Luella versteifte sich. Diesen Teil hatten wir schon oft gehört.

Mama hatte es sich zur Aufgabe gemacht, Luella auf die gleiche Weise zu loben wie Daddy, oft sogar in der Öffentlichkeit, während sie sich selbst herabsetzte, indem sie Dinge sagte wie »Eigentlich hat *Paris Emory* den Kopf verdreht. Zum Glück hat er um meine Hand angehalten, bevor wir abgereist sind!« oder »Gott sei Dank hat Luella nicht mein Äußeres geerbt. Mit ihrer Schönheit wird sie beruflich weiter kommen, als ich es je zustande gebracht hätte«.

Luella war tatsächlich wunderschön. Sie war das Ebenbild unserer Urgroßmutter mütterlicherseits, Colette Savaray, die in Paris eine Prominente gewesen war, deren Foto in unserem Wohnzimmer stand und die eine wiederkehrende Rolle in meinen Geschichten spielte. Sie war vor Mamas Geburt gestorben und es

war ihr Mann, Mamas Großvater Auguste Savaray, der mit ihr in jeder Saison zum Ballett gegangen war. »Er hat mich vergöttert«, erzählte Mama. »Für ihn habe ich tanzen gelernt.«

»Ich werde nie für jemand anderen als mich selbst tanzen«, konterte Luella.

»Das werden wir noch sehen«, erwiderte Mama.

Wenn es um mich ging, war keine Rede von Ehemännern oder Berufen. Mein Herz stellte sicher, dass aus mir keine Tänzerin werden würde, und meine knöchigen Fingernägel, dass ich keinen Mann abbekäme. Luella würde Mutters Träume erfüllen; ich hatte nur am Leben zu bleiben.

Ich kam am 1. Januar 1900, sieben Wochen zu früh, zur Welt. Vater sagte, dass ein Tildon-Kind, das am ersten Tag des neuen Jahrhunderts geboren wurde, es weit bringen würde.

Da war ich wohl eine Enttäuschung.

Mutter zufolge hatte mein Schrei wie der einer miauenden Katze geklungen, was die Hebamme beunruhigte. Wie sich herausstellen sollte, war mein Herz nicht in Ordnung. »Es ist eine Fehlbildung, die auf die unvollkommene Entwicklung des Organs zurückzuführen ist«, hatte der Arzt meine Eltern ins Bild gesetzt.

Meiner Ansicht nach hatte Gott es nicht für nötig gehalten, mich zu vollenden.

»Sie können froh sein, dass sie keine sichtbaren Zeichen von Zyanose aufweist«, hatte er gesagt, als wäre es eine Ehre, dass ich keine Graufärbung wie die meisten Babys mit dieser Erkrankung hatte. In Anbetracht der folgenden Prognose war es ohnehin nur ein schwacher Trost: »Es gibt leider keine Möglichkeit, das

ungewöhnlich große Loch in ihrem Herzen zu schließen. Sie wird das Jahr wahrscheinlich nicht überleben.«

Ich stellte mir vor, dass Mutter diese Aussage auf stoische Weise aufgenommen hatte, während sie mich in meiner rosa Neuheit wie etwas Zerbrechliches gehalten und ihre sehnigen weißen, von dünnen blauen Adern marmorierten Schenkel auf dem Bett drapiert hatte. Ihr zuzufolge war es Daddy, der gebrüllt hatte, dass er sich von keinem Arzt sagen ließ, dass sein Kind den ersten Geburtstag nicht erleben werde.

Er sollte recht behalten, denn trotz meines unvollendeten Herzens blieb ich am Leben, indem man mich mit Kondensmilch aus einer bananenförmigen Glasflasche fütterte. Laut dem Mediziner war ich zu schwach, um gestillt werden zu können, doch Mutter dachte, ich sei willensschwach und würde mich nicht anstrengen. »Ich sagte dem Doktor, dass du mit deinem Temperament nie überleben würdest«, erzählte mir Mama vorwurfsvoll, als hätte ich mich schon als Neugeborenes beweisen müssen. Daddy, der moderne Erfindungen großartig fand, sagte, die Trinkflasche mit dem neu gestalteten Gumminuckel sei faszinierend gewesen. »Ich versuchte deine Mutter davon zu überzeugen, dass die Flasche ein Gewinn war und keine Pleite«, beschwichtigte er mich.

Ich war aber sicher, dass Mutter vollkommen anderer Meinung war. Da sie bereits Luella zur Welt gebracht hatte, wusste sie genau, wie bei einem Säugling Erfolg zu definieren war.

Bestimmt war Luella strampelnd und schreiend herausgekommen, um Mutters Brust wie ihr rechtmäßiges Eigentum in Beschlag zu nehmen und zu einer

pummeligen, quirligen Dreijährigen heranzuwachsen, die genau wusste, was sie wollte, als ich daherkam.

Mama erzählte, dass Luella, als sie mich zum ersten Mal sah, darauf bestanden hatte, dass ich auch *ihr* Baby sei, da ich genauso groß war wie ihre Babypuppe mit den Glasaugen. Sie hatte mich gewickelt und zu dem Püppchen in den Wagen gepackt, um meinen weichen Kopf und den harten der Puppe gleichermaßen behutsam zu streicheln. Ich betrachtete sie immer als meinen seltsamen Zwilling und fragte mich, ob es Mutter gequält hatte, diese leblose Version von mir zu sehen, als Abbild ihrer Furcht vor dem, was aus mir werden würde.

Während des ersten Lebensjahres untersuchte Dr. Romero mein Herz jeden Monat. Später wurde eine jährliche Kontrolluntersuchung daraus, bei der der fette, müffelnde Arzt mit den kalten Händen jedes Mal zur Begrüßung sagte: »Ach, wen haben wir denn da?« Als wäre es eine Überraschung, mich zu sehen, obwohl ich doch ganz offensichtlich erwartet wurde.

Während dieser Termine genoss ich Mamas ganze Aufmerksamkeit, weshalb sie mich nicht störten. Mein Herz schränkte mich auch nicht ein. Ich war zwar klein für mein Alter, aber lebhaft und energiegeladen, und wenn ich mich nicht überanstrengte, konnte ich die blauen Anfälle auf ein Minimum begrenzen. Luella hatte sie so genannt, weil ich dabei immer einen sensationellen Blauton annahm.

Ich machte mir keine Gedanken darüber, ob diese Termine eine Belastung für Mama waren, bis wir an einem kalten Nachmittag im Januar, drei Wochen nach meinem achten Geburtstag, mit dem Zug in den Osten

von Manhattan fahren, um eine ruhige, von imposanten Sandsteinhäusern gesäumte Straße aufzusuchen. Als Mama ein kleines schwarzes Tor öffnete, neben dem sich ein Schild mit der Aufschrift *Dr. med. Louis Faugeres Bishop* befand, bekam ich es mit der Angst zu tun. Ich hatte das Gefühl, dass Mutter mich zu etwas Gefährlichem drängte, das ich nicht erkennen konnte. »Warum gehen wir nicht zu Dr. Romero?«

Sie zog das Tor hinter uns ins Schloss. »Weil Dr. Bishop ein Herzspezialist ist.«

»Und was war Dr. Romero?«

»Kein Herzspezialist.«

Das Untersuchungszimmer war alt und kahl, in der Luft hing der beißende Geruch von Essig, als würde Velma in der Küche Gurken einmachen. Es gab weder Bilder noch Blumen, um eine angenehme Atmosphäre zu vermitteln. Nur einen merkwürdigen Apparat mit Gummischläuchen und komplizierten Schaltern und Knöpfen, der mich an Frankensteins Labor erinnerte, das ich aus einem Buch kannte, welches ich heimlich lesen musste, weil Mama es für unpassend erklärte.

Ich machte einen großen Bogen um die Maschine und hüpfte auf eine eiserne Liege mit einem gestärkten Laken, das sich unter meinen Beinen in Falten legte. Mama beäugte das Gerät, während sie sich an den Riemen ihrer Handtasche klammerte.

»Was ist das?«, fragte sie den Arzt, als er den Raum betrat.

Dr. Bishop war klein und drahtig, er hatte einen glänzenden Kahlkopf, der vor Aufregung auf und ab wippte, während ihm die runde Brille die Nase hinunterrutschte. »Das ist ein Elektrokardiograf. Er wurde von

einem niederländischen Mediziner erfunden. Er ist der einzige in Amerika.« Als er die Brille hochschob, funkelten seine Glupschaugen hinter den dicken Gläsern. »Leider kann ich es an Ihrem Kind nicht einsetzen. Wir sind noch im Anfangsstadium und haben es kaum für Erwachsene perfektioniert.«

Nachdem Mama erleichtert genickt hatte, zog mir Dr. Bishop ohne Vorwarnung das Kleid von den Schultern, klatschte mir ein kaltes Stethoskop auf die nackte Brust und neigte den Kopf, um dem Rauschen unter den Rippen zu lauschen.

Seine Finger lagen kalt und wächsern auf meinem Rücken. Er hatte weiße Augenbrauen mit langen Borsten, die sich in Richtung der runzligen Stirn bogen. *Das Gesicht eines Henkers*, sollte ich später in mein Tagebuch schreiben, *der das Todesurteil genauso feierlich überbringt, wie man einem Gefangenen am Galgen das Tuch über den Kopf streift.*

Dr. Bishop entfernte das Stethoskop von meiner Brust und hängte es sich um den Hals. Da meine Nacktheit uns beiden unangenehm war, steckte ich sofort die Arme durch die Ärmel meines Kleides und zog es mir über die Schultern, während Mama es rasch am Rücken zuknöpfte, wobei ich mir die Haare hochhielt. Er zog mir den rechten Handschuh aus und inspizierte die deformierten Fingernägel, die eine Begleiterscheinung meiner Erkrankung waren; was ich nie verstanden habe, denn zwischen dem Herzen und den Fingernägeln besteht eigentlich kein Zusammenhang. Wie Mama zog ich die Handschuhe nur zum Baden und Schlafen aus. Die Luft zwischen den Fingern fühlte sich großartig an, als Dr. Bishop meine Hand in das vom Fenster

hereinfallende Licht hielt. »Wie lange hat sie diese Knoten schon?«

»Es fing an, als sie fünf war.«

»Ist es schlimmer geworden?«

»Es hat sich kaum verändert. Wird es denn schlimmer werden?« Sie blickte auf ihre eigenen Hände, die in teurem Satin steckten. In der Gegenwart von mir und Luella war Mutter ein Fels in der Brandung, doch sobald sie mit Ärzten oder Männern im Allgemeinen, einschließlich Vater, zu tun hatte, schwächelte sie und war bereit, bei jeder Gelegenheit auf Fehler hingewiesen zu werden. Ich dachte, wie schon so oft, dass es ihr Mut verleihen würde, wenn sie auf die Handschuhe verzichtete, als müsste sie nichts verstecken. Dann würde sie genauso stark sein, wie sie es bei mir war, wenn ich nach Luft rang.

Dr. Bishop ignorierte die Frage und legte mir die Finger um den Oberarm. »Ist sie schon immer so dünn?«

»Sie isst ordentlich. Sie ist bloß ein schmales Kind.«

»Sie ist nicht bloß schmal, Mrs. Tildon. Sie hat einen Ventrikelseptumdefekt. Folgen Sie mir.« Er stapfte mit der kalten Autorität, die ich mit Ärzten assoziierte, in den angrenzenden Raum. Mutter schlurfte in ihrer adretten weißen Bluse und dem Bahnenrock mit den Perlmutterknöpfen demütig hinterher. »Schließen Sie die Tür«, sagte er. Mama drehte sich um und warf mir einen mahnenden Blick zu, bevor sie die Tür hinter sich schloss. *Als ob man sich in so einem öden Zimmer Ärger einhandeln könnte*, dachte ich.

Während ich wartete, hob und senkte ich die Beine, wobei meine schwarzen Stiefel runde Schatten auf den

Boden warfen, die wie Zwillingssmonde auftauchten und wieder verschwanden. Dr. Romero hatte aus den knotigen Nägeln keine große Sache gemacht und auch nie auf meinen mageren Körper hingewiesen. Das Wort *Ventrikelseptumdefekt* hatte ich noch nie gehört. Der Klang des Wortes *Defekt* gefiel mir nicht. Gelangweilt spähte ich hinter den Vorhang, der an einer Seite des Tisches hing, und entdeckte ein Tablett mit bedrohlichen Instrumenten. Ich ließ das Tuch fallen, setzte mich aufrecht hin und beäugte die Maschine in der Ecke. Wenn Dr. Bishop ein Herzspezialist war, dann wusste er vor allem, wie ich zu heilen war. Vielleicht war er doch kein Henker, sondern ein verrückter Wissenschaftler, der in der Lage war, Herzen zu versiegeln, so wie Frankenstein toten Körpern Leben einhauchen konnte.

*Eine hagere, kreidebleiche Hand erscheint. Dürre Finger schweben zu einem Laken, das zu Boden fällt und den Körper eines Mädchens enthüllt. Seine Augen sind ausdruckslose farblose Murmeln, die Haut ist durchsichtig, die Knochen sind weiße Linien aus festem Knorpel. Obwohl es tot ist, pulsiert unter den Rippenbogen, tief in der Brust, gleichmäßig eine Farbe. Nicht in einem kräftigen Rot, wie man es von einem Herzen erwarten würde, sondern hellrosa und blau. Mit jedem Pulsieren wird die Farbe intensiver, bis der Raum in kandierte Licht getaucht ist. Langsam erhebt es sich.*

Ich zupfte an dem Laken, das zusammengeknüllt unter meinen Beinen lag. Ich war mir nicht sicher, ob ich geheilt werden wollte. Mir gefiel es zu überleben. Von

anderen wurde erwartet, dass sie Jahr um Jahr ohne Zwischenfälle weiterlebten, doch meine Jahre waren Errungenschaften. Jeder Geburtstag bedeutete, dass ich gut darin war, am Leben zu bleiben. Was wäre denn noch wichtig, wenn ich mich nicht mehr abrackern musste, um am Leben zu bleiben?

Mama kam mit finsterem Blick und zusammengezogenen Augenbrauen aus dem Büro des Arztes. *Komm*, winkte sie mich mit den Fingern heran. Als ich vom Tisch sprang, knallten meine Stiefel auf den Boden. Dr. Bishop zuckte zusammen. »Tut mir leid«, sagte ich, worauf er müde winkte, als hätte er gerade erst bemerkt, dass ich ein Kind war.

Wir fuhren in einem offenen Taxi nach Hause, das sich durch die überfüllten Straßen von Manhattan manövrierte, wobei es den Staub von der Fahrbahn aufwirbelte, um Jacke und Schutzbrille des Fahrers mit einer Staubschicht zu bedecken. Mama legte sich den Schal vor den Mund, doch mich störte der Schmutz auf der Zunge nicht, denn er fühlte sich zufriedenstellend real an. Ich versuchte mich auf die Sonne zu konzentrieren, die mir ins Gesicht schien, und die Gerüche von den Essensständen, aber Mama betrachtete mich ununterbrochen mit einem ängstlichen Lächeln, sodass mir flau im Magen wurde. Warum erzählte sie mir nicht, was sie mit Dr. Bishop besprochen hatte? Es ging doch schließlich um mein Herz.

Sobald wir zu Hause in der Diele standen, schickte Mama mich auf mein Zimmer, ich schlich jedoch wieder hinunter und postierte mich an der Wohnzimmer-tür. Daddy war früher von der Arbeit gekommen, was ungewöhnlich war.



[www.serenaburdick.com](http://www.serenaburdick.com)

Die Amerikanerin Serena Burdick ist die Autorin mehrerer erfolgreicher Romane und gewann 2017 den International Book Award. Ihre Bücher wurden bisher in elf Ländern veröffentlicht. Sie studierte kreatives Schreiben und hat u. a. einen Abschluss des Brooklyn College in englischer Literatur. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Söhnen in Massachusetts.

Infos, Leseprobe & eBook:  
[www.Festa-Verlag.de](http://www.Festa-Verlag.de)